

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 4

Artikel: General Jomini
Autor: Ernst, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

General Jomini

Von Fritz Ernst.

Eine Jomini-Biographie, die diesen Namen ganz und gar verdiente, das heisst dokumentarisch ausgewiesen und episch ausgeführt sein würde, bedeutete in unsern Augen, wir zögern nicht zu sagen: ein eminentes Unterfangen. Wenn es sich dabei auch nur um eine Persönlichkeit von geschichtlich zweitem Range handelt, so müsste das gedachte Werk doch überall zu Fragen und Entscheidungen der Weltgeschichte überhaupt, unserer Landesgeschichte im besondern Stellung nehmen. Es müsste ein Organ besitzen für mächtige Phänomene der Menschheit und darunter für die männlichste der Leidenschaften: den Ehrgeiz. Wir fühlen uns indes veranlasst, gleich hier auszusprechen, dass wir nicht nur uns selber die Kraft zu diesem Unterfangen bei weitem nicht zutrauen, sondern auch nicht einmal erwarten, dass es nächstens von dritter Seite in Angriff genommen werde. Und dies darum, weil die Bestreitung der skizzierten Aufgabe eine solche Fülle von Kenntnissen und Fähigkeiten fordert, als sich nicht jederzeit in einem Individuum zusammenfinden. Man sollte sowohl Archivar wie Historiker, sowohl Politiker wie Offizier, der Akribie und Intuition in gleichem Masse fähig sein... Nach dieser skeptischen Bemerkung gebührt es sich nun aber auch, der zahlreichen verdienten Autoren zu gedenken, die bereits unser Problem irgendwie an irgend einem Punkte angepackt und gefördert haben. Nur schon eine das Geleistete zusammenfassende und vielleicht hie und da Ausblicke eröffnende Bearbeitung des Gegenstandes schien uns so sinnvoll als gerechtfertigt: sie ist in der Tat die Absicht dieser Studie.

I.

Der Werdegang des 1779 gebornen Sohns des Stadtschreibers von Payerne im Waadtland war höchst ungewöhnlich. Sein Jugendtraum vom Fremddienst in einem Schweizerregiment scheiterte an den Verhältnissen, seine Kaufmannslehre in Basel an seiner mangelnden Bestimmung, seine Laufbahn in der jungen helvetischen Armee an seiner Ungeduld. Unter diesen Umständen bedurfte es einer bemerkenswerten Hartnäckigkeit des jungen Mannes, um als Volontair, auf eigne Rechnung und Gefahr, in den Stab des Marschalls Ney aufgenommen zu werden. In dieser Eigenschaft erlebte er 1805 das berühmte Feldlager von Boulogne, dessen Scheincharakter — die Einschüchterung mehr als die Bedrohung Englands — er von allem Anfang an durchschaute. In der nämlichen Eigenschaft nahm er im selben Jahre teil am Süddeutschen Feldzug, auf dem er keine unrühmliche Rolle spielte. Einen Tag nach Austerlitz hatte er Gelegenheit, dem Kaiser neben dienstlichen Rapporten den zweiten Band eines grossen Werks zu übergeben, seines „*Traité des grandes opérations militaires*.“ So wie der erste Band ihm das Volontariat bei Ney verschafft hatte, so verschaffte ihm der zweite Band die französische Uniform: er wurde zum etatmässigen Obersten im Stabe Neys ernannt. Napoleon aber, der einen Augenblick daran gedacht, das gefährliche Buch zu unterdrücken, zog es schliesslich vor, den gefährlichen Verfasser in Reichweite zu haben. Die Begegnung des grossen Rechners und seines Entzifferers, die zu Beginn des preussischen Feldzugs von 1806 im erzbischöflichen Palast zu Mainz stattfand, ist oft erzählt worden: durch den Mund des Kaisers selbst erfuhr Jomini, dass er nunmehr dem Grossen Generalstab zugeteilt sei. Um wie gehörig sich zuvor bei seiner Truppe abzumelden, stellte Jomini sein Wiedereintreffen beim Hauptquartier innert vier Tagen zu Bamberg in Aussicht. Der Kaiser fragte: „Wer sagt ihnen denn, dass ich nach Bamberg gehe?“ Und Jomini antwortete: „Die Karte, Sire, und ihre Bewegungen vor Ulm und vor Marengo.“ Von da an verfolgte er den Phaetonsflug seines Herrn und Meisters, zuweilen aus katastrophaler Nähe, mit steigendem Unglauben. Er ist zugegen bei der Musterung der friderizianischen Reliquien in Potsdam,

auf dem Friedhof in Preussisch-Eylau, bei der Hofhaltung in Fontainebleau, beim triumphalen Einzug in Madrid, im Schloss von Schönbrunn nach dem Sieg von Wagram, beim Betreten Russlands am Njemen, an der Beresina.

Er ist also nicht überall dabei gewesen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zuweilen gehörte er wiederum zum Stabe Neys, zuweilen hatte er sich kriegsgeschichtlicher Arbeit hinzugeben, zuweilen nahm er sehr selbstherrlich Urlaub. Aber das Motiv, aus welchem er nicht mit nach Moskau kam, ist ausser aller Ordnung: er besass seit 1810 ein Brevet als Adjutant Alexanders I., und wenn er, wegen verweigerter Entlassung aus dem Dienste Frankreichs, schon Russland nicht dienen konnte, so wollte er auch nicht helfen, es zu ruinieren. In der Etappe zurückbleibend, war er nacheinander Kommandant von Wilna und Smolensk. Von Anbeginn aus allen Gründen ein leidenschaftlicher Gegner des russischen Feldzugs und auf dessen Zusammenbruch als einer Selbstverständlichkeit gefasst, erschien er im rechten Augenblick am rechten Ort als Retter aus der grössten Not: am 22. November 1812 im Bauernhaus zu Toloczin, da Napoleon die Entscheidung treffen musste, wie er der verzweifelten Umklammerung durch die Russen noch entgehen wolle. Die letzte Brücke über die Beresina, die als Passage in Betracht kam, war vom Feind genommen, der zudem an den Flanken und im Rücken drohte. Napoleon hatte eine Karte Russlands vor sich ausgebreitet und folgte tief versunken dem Laufe der Beresina und des Dniepr, bis sein Blick an einem Namen furchtbarer Symbolik hängen blieb. Er sprach nur das eine Wort: „Pultawa! Pultawa!“ Es war der Augenblick, in welchem Jomini mit Eugène Beauharnais, Murat und Berthier den Raum betrat. Jomini, vom Kaiser um seine Meinung gefragt, verwies auf die nächste Furt. Napoleon entwarf einen gewaltigen Gegenplan, der die Russen auf hundert Meilen hätte zu Paaren treiben sollen und schloss sich hierauf Jominis Meinung an — der Uebergang fand an der Stelle statt, die dieser ihm bezeichnet hatte*). Zwar stand es schon nicht mehr bei Napoleon,

*) Ich hielt mich für diese Episode hauptsächlich an Thiers, „Hist. du Consulat et de l'Empire“, Bd. XIV, Paris 1856, S. 596 ff. Thiers, der mit Jomini bekannt war und ihn mindestens ein Dutzendmal zitiert, hat sich demselben in wichtigen Dingen angeschlossen. Das Verhältnis zwischen beiden verdiente gesondert dargestellt zu werden!

die Armee wirklich zu retten, wohl aber sich selbst: er verliess sie, ehe sie ganz zugrund gegangen.

Jomini aber erlebte alle Schrecken des Rückzugs; er überlebte ihn nur durch ein Wunder. Infolge einer Lungenentzündung, die er sich beim Brückenschlage zugezogen, konnte er an der Seite Napoleons nur noch dem Défilé der Armeespitze beiwohnen. Während die Heeresmasse das Ufer wechselte, lag Jomini bereits bewusstlos in einem der wenigen Gebäude Studiankas, die nicht zum Brückenschlag verwendet worden waren. Aber russische Granaten schossen auch diese seine Zuflucht über seinem Kopf in Brand. Er gab sich Kraft zu einer letzten Anstrengung aus einer Flasche von Chinin, die er seit Spanien bei sich trug. Beidseits gestützt auf seine Ordonnanz und seinen Adjutanten, erreichte er die nächste Brücke, ward aber von derselben im Gewühl in die eiskalte Flut gestossen. Ein badischer Unteroffizier, den er, an einen Pfeiler angeklammert, um Hülfe angerufen, zog ihn am Gewehrkolben aufs Trockene, wo er das Bewusstsein abermals verlor. Von seiner Ordonnanz wieder gefunden, ward er in diesem Zustand ins jenseitige Dorf Brill gebracht und in seiner ganzen Nässe auf einen Ofen gelegt. Dasselbst entdeckte ihn der Stab des Marschalls Victor, der die Nachhut führte und die Brücken hinter sich hatte verbrennen lassen. Jomini ward in einen Wagen eingepackt, von Kosaken überfallen, für Geld von einem Schlitten aufgenommen, in diesem bei 30 Grad Kälte verlassen, von einem waadtländischen Tabourmajor des Regiments Castella als Landsmann erkannt und ins nächste Dorf Osmiana geführt. Ein Voltigeur verkauft ihm und dem General Lebrun, den Jomini auf einem toten Pferde kauern angetroffen, drei Löffel Honig, wodurch sie vom Hungertod errettet sind. In Wilna findet Jomini den Platzkommandanten, den er bei seiner Uebersiedelung nach Smolensk zurückgelassen, und den Adjutanten, der er an der Beresina aus dem Blick verloren hatte: der letztere starb bald hernach zufolge der Amputation der abgefrorenen Hände. Von Danzig, wo Jomini als Bild des Elends angekommen, sorgte General Rapp für seine Beförderung nach Stettin. Ungenesen folgte er von da aus dem Befehl, sich nach Paris zu begeben: selbst seine Angehörigen erkannten ihn nicht mehr. Es wurde Frühling, bis er das Bett verlassen konnte.

Erst in Mainz, vor dem Beginn des Elbfeldzugs, stiess Jomini wiederum zum Hauptquartier. Er hatte offenkundig Anrecht auf bescheidene Anerkennung, als welche ihm die Wiederzuteilung zum Stabe Neys nicht unbedingt erscheinen musste. Wir werden sehen, dass dieselbe das grösste Ungemach im Leben Jominis zur Folge haben sollte.

Es wird immer die Bewunderung der Welt erwecken, wie Napoleon, nach einem der ungeheuerlichsten Schicksalsschläge die je erlebt worden sind, binnen einem Vierteljahr neue Armeen aus dem Boden stampfte, um Russen und Preussen aus dem Feld zu schlagen, Oesterreich am Abfall zu verhindern: im Frühling schon stand er wiederum siegreich in der Lausitz, an der Grenze Schlesiens. Jomini kannte diesen Schauplatz aus langem Studium, handelte es sich doch um Friedrichs des Grossen Kriegstheater. Er hatte jene heroischen Ereignisse längst literarisch dargestellt und brauchte jetzt, im Operationsgebiet der obern Spree, aus einer Tasche nur die Pläne hervorzuziehen, um daran abzulesen, was Preussens König vor einem Halbjahrhundert von diesem Terrain dachte. Die Schlacht von Bautzen, die Napoleon im Mai 1813 schlug, vollzog sich ganz nahe bei Hochkirch, wo Friederich der Grosse im Oktober 1758 eine Niederlage erlitt — eine Niederlage, die Jomini dem Besiegten wegen der unmittelbaren Wiedergutmachung höher anrechnete als dem Marschall Daun den Sieg, da demselben keine Ausnutzung nachfolgte... Napoleon hatte in einem einzigen Anlauf den Feind aus Bautzen an der Spree hinausgeworfen und das jenseitige Ufer in Besitz genommen. Die Frage war, wie wertvoll der Sieg werden würde? Der Kaiser hatte in seiner linken Flanke das Korps des Marschalls Ney stehen. Es hatte ihm bisher dazu gedient, täuschende Diversionen gegen Berlin zu unternehmen — jetzt kommandiert er es an sich heran zur Zertrümmerung der rechten alliierten Flanke. Es sind über diese Stunden enorme Aussagen Jominis erhalten: er nimmt, als Stabschef Neys, für sich das Verdienst in Anspruch, seinen Kommandanten daran gehindert zu haben, die von Napoleon angeordneten Diversionen nach Norden ernst zu nehmen und dadurch mit seinem Korps für den Kaiser erreichbar geblieben zu sein. Aber Jomini entwickelt, in seinem autobiographisch untermalten „*Précis politique et militaire des campagnes de*

1812 à 1814", eine noch viel weitergehende These: wenn Ney, wie Jomini ihm angeraten, in weitem Bogen hinter das Zentrum der Alliierten sich begeben hätte, so wäre er genau nach der dominierenden Höhe von Hochkirch gelangt und hätte Friedrichs des Grossen Versäumnis wettgemacht, das heisst er hätte die Alliierten, die von Napoleon vor sich hergetrieben wurden, vom Zentrum ihres Rückens her aufgerieben. Aber man muss auch Ney verstehen, der schliesslich Kommandant war und von Napoleon einen schlüssigen Befehl erhalten hatte. Die Schlacht verlief also, wie Napoleon und nicht wie Jomini gewollt. Der letztere erlebte vielmehr, seitens der Armeeleitung und gegen den Wunsch Neys, die dreifache Kränkung ausbleibender Beförderung, ausdrücklicher Bestrafung und öffentlichen Tadels wegen eines versäumten Halbmonats-Berichts. Die Wirkung dieser Massregelung auf Jomini war kaum vorauszusehen: er ging zu den Russen über, die man ihn noch soeben nicht hatte zermalmen lassen. Eines Sommermorgens, nach gewissenhafter eigenmächtiger Verstärkung der französischen Vorpostenkette, reitet er hinüber ins Lager Alexanders, zu dessen Offizier er ja vor drei Jahren schon ernannt worden ist.

II.

Nur ein Poet könnte den Sturm der Gefühle schildern, die in der Brust des Ueberläufers tobten. Der Historiker muss sich begnügen, sie zu nennen. Es war gekränkter Stolz und noch mehr gekränkte Liebe. Jomini hätte gewiss hundert Leben für den Kriegsgott, der Napoleon in seinen Augen war, mit frohem Herzen hingegeben, für die einzige Genugtuung, von ihm erkannt zu sein! Verkannt aber war er lieber noch sein Feind. Napoleon hatte von alledem unmöglich eine Ahnung. Aber auch eine Ahnung hätte ihn schwerlich beeindruckt — seine Menschenkenntnis hatte ihn nicht zur Respektierung der Gefühle anderer erzogen. Und darum handelte es sich für Jomini. In seinem Innersten, wo die Geheimnisse des Herzens schlummern, war er gekettet an den Korsen, der den vulgären Hedonismus des Ancien Régime überwunden und einer neuen Zeit ein hinreissendes Lebensziel gesteckt: die Erhabenheit. Aber Jomini hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er sich von dem schwindelerregenden Flug, der vor ihm seine Kreise zog,

wirklich hätte blenden lassen. Je mehr er sich diesem Genius verfallen fühlte, umso mehr zitterte er für ihn. Ich bin geneigt, dem siebenundzwanzigjährigen Waadtländer das Primat einer nachmals verwirklichten Vision zuzuschreiben. Schon 1806 sah er voraus, dass Napoleon sich in den Steppen Nordosteuropas zutode laufen würde; er riet dem Kaiser in Berlin gleich ungebeten wie gebieterisch vom ostpreussischen Feldzug ab; die Aufrichtung Polens bedeutete in seinen Augen von vornherein die Heraufbeschwörung eines Konflikts, in dem es für den darin Verwickelten zwar ein unaufhörliches Vorwärts, aus dem es aber keinen Ausweg gab: „il fallait, comme le Juif errant, marcher en avant et marcher toujours.”

Dieser Satz Jominis ist, in Ansehung seiner sonstigen Sprachgepflogenheit, von auffälliger Gefühlsbetonung: er gehört in eine ganz bestimmte Mythologie. Man hat wiederholt Entstehung und Entfaltung der napoleonischen Legende untersucht und dargestellt. Das Unterfangen rechtfertigt sich schon dadurch, dass dieselbe das 19. Jahrhundert in seinem Verlauf tief und tiefer packte und wesentlich beteiligt ist an der steigenden Verehrung der Energie in jeder Form. Unzählige Dichter und Denker, einheimische und fremde, haben gearbeitet an der Ausschmückung dieses pathetischen Bildes, an der Ausarbeitung dieser Doktrin voll Reiz und voll Verhängnis. Man ist in der Verdankung der darum Verdienten bis auf die Berücksichtigung recht zweifelhafter Leistungen reichlich weit gegangen. Man hat darüber, wenn ich mich nicht irre, die ganz und gar nicht zweifelhafte Leistung Jominis zu würdigen vergessen*). Sein Beitrag zu unserem Thema ist nach Zeitpunkt, Inhalt und Gesinnung ausserordentlich: im Jahre 1827 erschienen anonym in Paris seine vier Bände „Vie politique et militaire de Napoléon, racontée par lui-même, au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric.” Das Werk ist mit seinen mehr als 2200 Seiten nicht nur eine ungeheuerliche Biographie, sondern für den Kenner auch eine raffinierte Selbstbiographie — Jominis. Vergessen wir nicht, dass die schicksalshafte Verwicklung der Lebensläufe beider eins seiner Lieblingsdogmen war. Hat er doch in der Stunde seiner grössten Kränkung sich

*) Vgl. z. B. Jules Deschamps, „Sur la légende de Napoléon.” Paris 1931 (Bd. 73 der Bibliothèque de la Revue de littérature comparée).

darauf berufen, „er sei es mitgewesen, der den Kaiser auf den Schild gehoben.“ Wir werden also nicht erstaunen, in der von Jomini verfassten Lebensbeichte des Korsen jedes von Jomini so gern beanspruchte Verdienst vom Kaiser ohne Vorbehalt bestätigt zu finden: das eine mal hat Jomini recht als ungenannter Stabschef Neys, das andre mal als ungenannter Offizier im Gefolge Napoleons, ein drittes mal als ausdrücklich genannter und gebilligter Verfasser jenes militärliterarischen Erstlings, der in seinem Leben eine so bedeutsame Rolle spielte. Aber meines Wissens ohne Beispiel in der Geschichte der menschlichen Selbstentschuldigungen ist die dem Korsen in den Mund gelegte Apologie von Jominis Uebergang ins feindliche Lager:

„Dieses Ereignis, von den Historikern schlecht verstanden, musste mir freilich peinlich sein. Jomini war von Natur argwöhnisch, ausfällig und unverträglich, aber viel zu offen, um je an einer Intrigue teilzunehmen. Eine Reihe von Momenten trieb ihn zu dem genannten Schritt. Er war Schweizer. Von Berthier immer schlecht behandelt, wollte er schon 1810 in den Dienst Russlands treten, wo er wirklich schon zum Adjutanten des Zaren Alexander ernannt worden war. Er verlangte seine Entlassung, die ich ihm indes verweigerte. Nachdem er sich, wie im vorigen Kapitel ausgeführt, bei Bautzen ausgezeichnet, erhielt er Arrest wegen Nicht-Lieferung von Rapporten, die er sich nicht hatte verschaffen können — ein Tagesbefehl zieht ihn vor aller Welt der Pflichtvergessenheit... Zur Verzweiflung getrieben durch so viel Ungerechtigkeit, und überzeugt, dass ich ihm die Entlassung nicht gewähren würde, schloss Jomini sich einem Fürsten an, der ihm einen bessern Empfang versprach. Wie verdammenwert immer sein Schritt an sich mag gewesen sein, die mildernden Begleitumstände entschuldigen ihn bis zu einem gewissen Grade. Diese Handlungsweise entsprang einem natürlichen Gefühl: dem Protest gegen Erniedrigung... Der Verlust Jominis wurde von mir sehr empfunden; von meinen Offizieren war er einer, der mein System mit am besten begriffen und der mir darüber hinaus grosse Dienste erwiesen hatte bei Ulm, Eylau, in Polen, Spanien, an der Beresina, bei Bautzen.“

Wir haben, um unsrer besondern Zwecke willen, eine bestimmte Seite von Jominis Napoleon-Darstellung stark betont. Sie hat daneben noch ganz andere Qualitäten. Wir verzichten hier darauf, sie einzeln auszuführen. Nur nennen möchten wir die bedeutendsten, zumeist in die Augen stechenden: die Fülle politischer und kriegerischer Visionen, der Reichtum überraschender Gedankengänge, gewaltiger Atem und erstaunliche Präzision, die Instrumentierung mit allen Skalen der Triumphgefühle, die durchgehaltene Materialität und stete Erhebung zum Sublimen. Der so zu uns spricht, der ist ein Herr und Führer, dem auch das Höchste noch erreichbar scheint. Nicht zufällig, sondern aus dem Geiste der Geschichte selbst endet Jominis Napoleon seine elysäische Konfession vor den Heroen aller Zeiten mit Worten des arabischen Messias, mit Worten des ihm wohlvertrauten Voltairischen Mohammed:

„Vois quel est Mahomet; nous sommes seuls; écoute:
Je suis ambitieux; tout homme l'est, sans doute;
Mais jamais roi, pontife, ou chef, ou citoyen,
Ne conçut un projet aussi grand que le mien.”*)

III.

Den vierten und den fünften Akt des napoleonischen Dramas hat Jomini von fern erlebt und um ein Halbjahrhundert überlebt. In einem gewissen Sinne wirklich überlebt! Seit er sich aus dem Bannkreis des Schicksalsmannes wegbegeben, ist Jomini selber gleichsam ohne Schicksal. Die Enttäuschungen zwar, denen er mit seinem Uebertritt zu den Alliierten am 14. August 1813 entgegenging, sind die nämlichen, wie die, denen er in der napoleonischen Armee ausgesetzt gewesen war — sie vermögen uns nur nicht mehr das gleiche Interesse einzuflößen. Schon seine Präsentation beim Zaren Alexander, damals im Hauptquartier zu Prag, goss einen Wermutstropfen in den Becher der Erwartung. Es war nämlich im selben Augenblick auch noch ein anderer Ex-General der napoleonischen Armee im anti-napoleonischen Lager eingetroffen: Moreau, einst verwickelt in die Verschwörung Cadoudals, zum Tod verurteilt und begnadigt,

*) Voltaire, „Le fanatisme ou Mahomet le Prophète”, II. 5. Vgl. auch Las Cases, „Mémorial de Sainte-Hélène” Gespräch vom 22/25. April 1816).

nach Amerika geflohen und nun herbeigeeilt zu des Tyrannen Sturz. Der Zar, der das Bedürfnis fühlte, etwas Freundliches zu sagen, bemerkte in dieser ersten Unterredung, das Eintreffen Moreaus dürfe von Jomini gewiss als Rechtfertigung seines eignen Schrittes angesehen werden. Aber das kaiserliche Argument fiel nicht auf den dankbarsten Boden. Jomini entgegnete, einer Rechtfertigung glaube er nicht zu bedürfen und übrigens sei seine Stellung eine gänzlich andere als die Moreaus: „Als Franzose wäre ich nicht hier.“

Nun ist es immer schlimm, wenn man Grund hat, sich moralisch zu verteidigen, — sei man im Recht oder im Unrecht*). Die Stellung Jominis war aber an sich schief aus einem weitem Grunde. Es gibt im Leben kein Verhältnis, auch nicht in der Armee, ohne Eifersucht: sie wächst sogar progressiv mit dem Grad. Der Zar bestimmte Jomini zu seinem Verbindungs-offizier mit dem österreichischen Generalstab, eine Funktion, die letzterer gänzlich überflüssig fand. Um dieser Meinung Ausdruck zu verleihen, brauchte es weniger als eine Reklamation. Man liess den ungebetenen Gast nur ohne Ordonnanz und ohne Quartier, dann war er völlig ungefährlich. Die grossen Schlachten bei Dresden und bei Leipzig wurden zum Teil ohne, zum Teil gegen seinen Rat geschlagen. Die Dienste, sofern er solche das eine wie das andre Mal zu leisten in die Lage kam, waren sekundärer Art. Und schon befand er sich vor einem weiteren Konflikt. Er konnte es mit seiner Vergangenheit, seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen vereinigen, auf deutschem Boden gegen den Eroberer Napoleon zu stehen. Aber durfte er es auch noch gegen den Kaiser, der hinter dem Rhein Frankreich verteidigte? Jomini wiederholte sein früheres Verhalten. So wie er 1812 nicht nach Moskau gegangen war, so ging er 1814 nicht nach Paris: er nimmt Urlaub in die Schweiz — nie wird menschlicher Wankelmuth mit mehr Grundsatztreue gepaart gewesen sein. Erst am Wiener Kongress taucht er wieder auf: der frühere Stratege ohne Auftrag als Politiker ohne Mandat. Aber ohne ihn recht zu

*) Als Jean Paul einmal zu Goethe sagte, er habe beschlossen, sich nicht eher zu verteidigen, als bis man ihm vorwerfe, er habe silberne Löffel gestohlen, entgegnete Goethe, er würde ihm auch dann abraten, sich zu verteidigen!

gebrauchen, wollte man auch nicht ganz auf ihn verzichten. Zwar an den Kongressen von Aachen und Verona spielte er keine beneidenswerte Rolle. Aber Alexanders Bruder und Nachfolger auf dem Thron, Zar Nikolaus I., liess Jomini mehr Gerechtigkeit widerfahren, erhob ihn zum General en chef, liess sich von ihm begleiten auf den russisch-türkischen Feldzug von 1829 und übertrug ihm bald hernach den ehrenvollen Auftrag zur Einrichtung einer Militärakademie in Petersburg. Er befragte ihn aber erst verspätet nach Ausbruch des Krimkriegs, was sich, in Jominis Augen, denn auch durch dessen Ausgang rächte. Bald hernach siedelte der nunmehr greise General in das Land seiner frühen Träume über und liess sich nieder in Passy bei Paris.

Die letzten anderthalb Dezennien Jominis haben ihren unleugbaren Reiz — mindestens für den Betrachter aus der alles versöhnenden Distanz. Denn Jominis Los, das ihm in guten Jahren so vieles zugemutet, ersparte ihm bis ganz zuletzt nicht grosse Schmerzen, die er alle auf das Bad in der Beresina zurückführte. Zunehmende Ertaubung und Erblindung bauten immer höhere Schranken zwischen ihm und der Welt, die diese doch unausgesetzt durchbrach. Dann brauchte es nur eines Stichworts seitens des Besuchers, und aus dem untrüglichen Gedächtnis des Veteranen strömten unaufhaltsam die Erinnerungen, was für Erinnerungen! Eine gläubige Biographie von Freundeshand — die einzige, die er vertrug — bestätigte seine Historizität, verkörperte er nunmehr doch das Geheimnis epischer Siege. Generationen junger Offiziere hatten seine Theorien übernommen, ja selbst der höchste damalige Machthaber verschmähte nicht die Befragung des Orakels, dessen Prestige nicht erlöschen wollte. Die Geschichtsschreibung vermerkt, dass im lombardischen Feldzug von 1859 Napoleon III. die von Jomini empfohlene Angriffsrichtung wählte, womit der Achtzigjährige dem Lande seiner Väter — denn die Wiege seiner Vorfahren stand südlich der Alpen — einen denkwürdigen Dienst erwies: das Königreich Italien ging daraus hervor. Was aber galt ihm das in seines Herzens Unerlöstheit! Noch am 21. Mai 1863 hat er seinen ungeheilten Gram dem Tagebuch mit diesen Worten anvertraut: „Cinquantième anniversaire de la bataille de Bautzen, où j'aurais mérité des récompenses, et

pour laquelle je n'ai reçu que des affronts..." Und dann die andre nie vernarbte Wunde: nicht das Land seiner Väter, sondern sein Vaterland, dem er nicht hatte dienen und nicht hatte untreu werden können. Dem neunzigsten Jahre, seinem Sterbegrabe sich nähernd, nahm er also von seinen Enkelkindern, die in Russland und in Frankreich lebten*), Abschied:

„Hütet euch vor den scheinbaren Vorteilen des schweizerischen Kosmopolitismus! Es mag uns schmeicheln, einem Volk anzugehören, das dem Charakter und der Stellung keinerlei Vorschriften macht. Das ist ganz gut, solange man ausserhalb eines gefügten Pflichtenkreises steht; innerhalb eines solchen soll man keine andere Bindung beibehalten. Vergesst das nie! Und wenn das Schicksal es bestimmt, dass ihr euch in der Ferne niederlässt, so macht daraus euer Adoptiv-Vaterland, wo ihr des Helvetiers Würde mit der Ehre paart, einer grossen Macht zu dienen. Lasst euch nieder ohne jegliche Bedingung und ohne jede Hoffnung auf Rückkehr. Es gibt in fortgeschrittenen Jahren nichts, das schmerzhafter wäre als der Gedanke an den Tod auf fremder Erde, ohne Heim und ohne Heimat.“

IV.

Kein Zweifel, nächst Napoleon bedeutete im Leben Jominis die Schweiz den schmerzlichsten Konflikt. Aber was hat er im einen wie im andern Fall daraus gemacht! Jominis Verhältnis zur Schweiz hat im Lauf der Jahre alle denkbaren Stadien durchlaufen: vom Protest unter realem Druck bis zum Besitz aus tiefster Sehnsucht. Als junger Mann gehörte er zur Umsturzpartei Laharpes, was auf eine leidenschaftliche, tatsächlich nachweisbare Kritik Jominis an der Herrschaft Berns über die Waadt schliessen lässt**). Ein gewisser Stachel ist ihm auch

*) Einer seiner Söhne kommt vor in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ II, 123; ein anderer in J. C. Bluntschlis Denkwürdigkeiten III, 354 ff; dagegen ist Nachkomme einer Tochter Jominis: Xavier de Courville, Verfasser einer Biographie seines Urgrossvaters, wodurch das Andenken desselben ausserordentlich belebt worden ist. („Jomini, ou le devin de Napoléon“, Paris 1935).

**) Lecomte sagt in seiner Biographie Jominis (3. Auflage 1888, S. 5). derselbe habe Laharpes Memorial an das französische Direktorium mitunterzeichnet, „dans lequel les Vaudois réclamaient la garantie donnée par la France aux libertés du Pays de Vaud“. Nun exi-

geblieben. Aber viel eindrucksvoller ist die Objektivität, zu welcher er sich mehr und mehr erhob und die ihn dem alten Vorort eine staatsrechtliche Vorzugsstellung in der neuen Eidgenossenschaft einräumen liess, die derselbe bis auf heute nicht genoss. Der Schwerpunkt von Jominis Ueberlegungen lag indes naturgemäss auf einem andern Feld: er ist einer der grössten Theoretiker der Neutralität der Schweiz, welcher die Mission, die ihr damit gestellt ist, für gleich erfüllbar wie verlockend hielt. Es ist schwer zu begreifen, dass man ihm die Summe von Gedanken, die er dabei äusserte, noch kaum recht verdankt hat. Alle Welt ist darin einig, dass der Zusammenbruch von 1798 unvermeidlich war. Aber Jomini teilte nie die Meinung aller Welt. Was er über den 5. März dachte, das hat er zusammengefasst in die Worte: „Ein unverzüglicher Angriff der bernischen Armee auf die zwei getrennten und schlecht kommunizierenden französischen Divisionen würde wahrscheinlich eine nach der andern aufgerieben, ein erster Sieg aber die schwankenden Gemüter, die Mehrheit der Kantone mitgerissen und die Unmöglichkeit eines Zurück den letzten Einsatz für die Freiheit bewirkt haben.“

Aber für mindestens so gross wie den militärischen Fehler Berns hielt er den des französischen Direktoriums. Jomini vertrat den Standpunkt, dass insbesondere die Ereignisse des Jahres 1799 und die schliessliche Räumung der Schweiz durch die Truppen der Koalition wie die Frankreichs die strategische Unzukömmlichkeit des französischen und viceversa des österreichischen Operierens von der Schweiz aus bewiesen*). Und er fand einen Kronzeugen für seine Behauptung: Napoleon,

stieren zwei — nicht zu entschuldigende — Memoriale Laharpes in diesem Sinn: vom 11. September 1797 (*Anzeiger für Schweiz. Geschichte* 1892, S. 347 ff.) und vom 9. Dezember 1797 (*Rev. hist. vaud.*, 1897, S. 321 ff.). Unter den 20 Unterzeichnern des letztern figurirt Jomini allerdings nicht. Wieder eine Frage für sich ist die behauptete Unterstützung des ominösen Dolder'schen Projekts von 1804 durch Jomini, wobei dessen Haltung und Auffassung indessen ebenfalls genau zu eruieren wäre. Vgl. B. van Muyden, „*Hist. de la nation suisse*“, Bd. 3, Lausanne 1899, S. 140.

*) Clausewitz macht sich in diesem Fall mit sophistischen Argumenten über Jomini lustig und schliesst sich ihm hernach doch in der Sache an. Vgl. dessen *Hinterlassene Werke*, Bd. 5, Berlin 1833, S. 24 und 32.

der 1805 und 1809, vor Austerlitz und vor Wagram, beidemale unter Umgehung des schweizerischen Territoriums durch Süd-deutschland marschierte. Hier kann man sich nun freilich des naheliegenden Einwandes nicht enthalten: dass doch der Konsul selbst zuvor, nämlich im Jahre 1800, den Weg von Burgund durch das Unter-Wallis und über den St. Bernhard nahm, während General Moncey vom Bodensee her über den St. Gotthard zu ihm stossen musste. Aber der eine Fall ist nicht der andere. Eindrücklich bleibt, dass Napoleon eine Massnahme, die sich aus einer vorhandenen Tatsächlichkeit, nämlich der Lage des Jahres 1799, mehr oder weniger von selbst ergab, unter andern Umständen nicht mehr wiederholte. Und dies ist ganz gewiss, dass es ein Jominisches Dogma war: „Die Neutralität der Schweiz ist verflochten mit den höchsten Kombinationen der europäischen Politik; das Reich und Oesterreich, Frankreich und Italien haben an ihr ein gleiches Interesse.“

Lange bevor er diese Worte niederschrieb, handelte er in ihrem Sinn. Er ist aufrichtig und leidenschaftlich, wenn auch vergeblich dafür eingetreten, dass die Alliierten bei ihrem ersten Marsche auf Paris — in jenem Marsch, den Jomini nicht mitmachen wollte — das schweizerische Territorium nicht verletzen. Dass ihn dabei das Schicksal der Waadt ganz besonders kummerte, ehrt ihn und konnte der Gesamtabticht nur nützlich sein. Auch ermöglichte ihm dieses Herzens-Anliegen, eine empfindliche Seite des Zaren zu berühren. Denn bei einer ersten Berührung dieses Themas — bei einer Audienz in Frankfurt a/M. — versicherte ihm Alexander, seinem Haus könne die Heimat C. F. Laharpes und D. L. Dupuguets nie gleichgültig sein. Als die Invasions-Gefahr akut geworden, sollte Jomini im Auftrag des Zaren den Fürsten Metternich zur Schonung der Schweiz bestimmen. Der waadtländische Offizier in russischer Uniform hatte den rheinländischen Politiker in österreichischen Diensten durch seine Argumente — und er besass deren weiss Gott genug! — bis zu dem Grad beeindruckt, dass Kaiser Franz sich zu einem tröstlichen Bescheid herbeiliess. Jedermann weiss, dass die nachfolgenden Ereignisse dazu nicht passten. Jomini behauptet, andre Schweizer hätten in umgekehrtem Sinn gewirkt und Roverea hat, von Jomini ganz unabhängig, die Behauptung bestätigt. Das schliesst nicht aus, dass wir das Bedürfnis nach

einem positiven Zeugnis für Jominis Haltung von dritter, wenn auch nicht notwendig sympathetischer Seite empfinden. Dieses Zeugnis findet sich denn auch, abrupt und hämisch, in Metternichs Memoiren: „Laharpe, Jomini et quelques autres révolutionnaires suisses avaient vivement insisté auprès du Czar sur ce qu'ils appelaient le respect de la neutralité suisse.“*)

Man muss sich mit dem Zwielicht dieses Satzes recht vertraut gemacht und den darin versteckten Vorwurf tief gebilligt haben, um Jominis Einsatz für eine würdigere Situation des Landes nach Verdienst zu schätzen. Wie lange er sich selber mit der Schlangenhaut des Uebergangszeitalters getragen, so wird ihm doch niemand den innerlichen Kampf und Sieg um mehr Licht und um mehr Kraft streitig machen können. Der Fels, auf dem er stand, war sein Glaube an die militärische Tüchtigkeit der Nation. Der Militärschriftsteller Jomini begegnet bei seiner Durchforschung der europäischen Schlachtfelder keinem tapfern Landsmann, ohne dass es wie ein Leuchten über seine Augen geht. Dann aber ist das, was mehr und mehr Gewalt über ihn bekommt, „la magie des souvenirs“. Einzelne Leistungen der helvetischen Legionäre im Jahre 1799 brachten nach seiner Meinung „die unsterblichen Taten ihrer Voreltern wieder in Erinnerung“. Und wenn das möglich war mit Truppen, die ohne Ausbildung nur des Soldaten Rock und Herz ihr eigen nannten, was war von ihnen zu erwarten, wenn die zuchtvolle Erziehung wieder zur natürlichen Anlage träte? „Eine gute Organisation würde ihren alten Glanz wieder herstellen, den sie nie in den Augen solcher Militärschriftsteller verloren, welche die schwierige Lage kannten, in die sie eine Konkurrenz von Umständen ohne Beispiel brachte.“ Die Anfänge einer Reorganisation der schweizerischen Armee sollte er noch miterleben und mitfeiern. Einen Schatten auf seinen Optimismus warf die zunehmende Begehrbarkeit der Alpenübergänge. Mit Rücksicht auf den seit 1819 von Oesterreich betriebenen Ausbau des Splügens bemerkte er, wenn die Schweiz sich nicht vorsehe, so arbeite sie geradewegs einer militärischen Verbindung Deutschlands mit

*) Die beiden wichtigsten Aussagen Jominis stehen in „Napoléon raconté par lui-même“, IV. 521 ff und im Brief an den Historiker Capefigue (vgl. Jomini, „Campagnes de 1812 à 1814, Bd. 2, S. 288 ff.) Dazu Metternich, Mémoires I. 175 und Roverea, Mémoires IV. 151.

Italien vor. Andererseits schreckte ihn diese Eventualität als solche nicht — denn sie war in seine Rechnung einbezogen. Jomini, der 1822 eine eigne Schrift zur Abwehr einer in der Pariser Kammer neuerdings vertretenen Durchmarschthese durch die Schweiz verfasst hatte*), besass auch das Recht, den umgekehrten Fall ins Auge zu fassen: „Wir müssen mit der Wahrscheinlichkeit rechnen — schrieb er wörtlich — dass der Feind nicht bloss von Schwaben oder von der Lombardei, sondern gleichzeitig aus beiden Richtungen eindringt. Wenn der General, der mit der Landesverteidigung betraut ist, sich auf die wahren Prinzipien der Kriegsführung stützt, so wird er seine Armee nicht wie Zöllner auf die Grenzlinien verteilen, sondern sie mit einem mächtigen Entschluss zwischen Reuss und Aare konzentrieren...“

Niemand wird heute ohne Ueberraschung die angeführten Zeilen lesen, die sich im umfangreichsten Werk Jominis finden, nämlich am Schluss seiner „Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution“. Diese militärkritische Schau mit einem wahrhaft stupenden Ueberblick besitzt ihren natürlichen Ausgangspunkt im Ursprung der Revolution, und einen wahrhaft verblüffenden Endpunkt im Jahre 1803. Nun kann man die eigentlichen Revolutionskriege vom kontinentalen Standpunkt aus rechnen bis zum Frieden von Lunéville im Jahre 1801, von einem gesamteuropäischen Standpunkt aus bis zum Frieden von Amiens im Jahre 1802, ja französisch innenpolitisch schliesslich bis zum Uebergang vom Konsulat zum Kaiserreich im Jahre 1804. Jomini aber wählt souverän das Jahr 1803 als den Zeitpunkt der Mediation der Schweiz. Das helvetische Vermittlungs-

*) „Première Epître d'un Suisse à ses concitoyens.“ Diese anonyme Broschüre Jominis stellt sozusagen die militärische Ergänzung dar zu den politischen Ausführungen der vorangehenden Schrift von 1821: „De la Suisse dans l'intérêt de l'Europe, ou Examen d'une opinion énoncée à la tribune par le général Sébastiani“. Die öffentliche Meinung bezeichnete Jomini auch als Verfasser dieser Broschüre, tatsächlich aber war es Pictet de Rochemont und Jomini nur der beigezogene Begutachter. Vgl. Edmond Pictet, „Biographie de C. Pictet de Rochemont“, Genève 1892, S. 415 ff. Dagegen gibt es von Jomini eine „Seconde Epître d'un Suisse à ses concitoyens“ (Lausanne 1822), die sich hauptsächlich auf die Anfänge der eidgenössischen Manöver bezieht. Vgl. J. Dierauer, Geschichte der Schweiz. Eidgenossensch., Bd. V, 2. Auflage 1922, S. 484.

werk Napoleons ist ihm so teuer, dass er es auf die Spitze der pyramidalen Leistungen des Revolutionszeitalters stellt. Und das bedeutet nicht eine finale Geste Jominis: vielmehr sind die schweizerischen Angelegenheiten der rote Faden, der durch die planetarische Erzählung läuft. Nie hat man unsere Angelegenheiten beharrlicher in den europäischen Zusammenhang gestellt, nie unsere Besonderheit treuer vor der Welt verfochten, nie den springenden Punkt zwingender bezeichnet. „Nun aber — sagt er nach Eingeständnis mannigfachen Leids und Irrtums — verschwinde aus dem Kreis unsrer kleinen politischen Familie der Einen Hochmut und der Andern Misstrauen. Die Achtung und die Auswahl kenne keine andern Titel als Eigentum, Talent und Patriotismus. Der kluge Gebrauch unsrer Rechte sei die Widerlegung unserer Verächter und dazu der Beweis, dass wir sie mit den Waffen fordern durften. Zeigen wir, dass die Schweizer mehr Eins sind als man glaubt, und dass unerachtet der Sonderheit in Sitten und Gesetzen die Not uns beieinander finden wird zur Verteidigung der Ehre und Unabhängigkeit der Nation.“

V.

Aus solchen Apostrophen spricht das Sendungsgefühl Jominis. Es musste sich ausleben in seinen Schriften. Wenn sein erster Biograph, der eidgenössische Oberst F. Lecomte, sein getreues Sprachrohr, uns versichert, Jomini habe höchst ungern geschrieben und sich nur unter Druck dazu entschlossen, so kann man sich ein Urteil bilden vor allem über den innern Druck: die Zahl seiner bei Leibzeiten und postum publizierten Bände geht in die Dutzende, und noch haben die Archive von seinen Denkschriften anscheinend nichts herausgegeben. Dieses beträchtliche Werk Jominis wird wahrscheinlich nie in die allgemeine Literatur eingehen: als allzu speziell, belastet mit allzuviel Voraussetzungen und ohne irgend eine Art Entgegenkommen an den Leser, der bloss gebildet ist. Gewirkt hat es und wird es wirken auf fachlichem Gebiet: es handelt ausschliesslich von Politik und Krieg, sowie von ihrer ständigen Verflechtung. Was Jominis Prophezeiungen auf politischem Gebiet betrifft, so teilen sie das Schicksal aller Voraussagen: sie

stimmen oder stimmen nicht. Er scheint ein kommendes Sowjetrussland geahnt zu haben, aber er glaubte die längste Zeit hindurch an die Unmöglichkeit einer Einigung Italiens und Deutschlands*). Wahr ist, dass seine Klarsicht steigt, je mehr sich die Probleme dem Brennpunkt seines Denkens nähern, das heisst je mehr es sich um militärische Probleme handelt. Dass der Krieg als eine Geissel — das war er auch für Jomini — die Menschheit weiterhin verfolge, stand für ihn fest. Dass er in Zukunft gigantische Formen annehme, schien ihm unausweichlich. Dass er sich dann nicht mehr selbst ernähre, sondern eher noch sich selbst verschlinge, war ihm selbstverständlich: „lorsqu'il s'agit de ces peuples entiers se précipitant les uns sur les autres, alors la guerre détruit tout, les vainqueurs en souffrent presque autant que les vaincus.”

Krieg wird also sein. Und da wir ihn führen müssen, wollen wir ihn richtig führen. Jomini kannte alle Tugenden, die dazu nötig sind. Aber am höchsten dachte er von derjenigen Eigenschaft, ohne die alle andern zwecklos sind. „Das Geheimnis, Krieg zu führen — schrieb er — darf man durchaus nicht in den Beinen suchen, es befindet sich im Kopf, der jene in Bewegung setzt.” Das Kalkül des Strategen war seine grosse Angelegenheit. Sie reifte in ihm seit jungen Jahren, stetig, ununterbrochen, zu wunderbarer Fülle. Selten war einem Autodidakten ein so ausgewogenes Werk beschieden. Von den Erzählungen der französischen Offiziere aus der benachbarten Garnison Hünningen, die er als Basler Kaufmannslehrling wie ein Evangelium anhörte, bis zum eigenen Erlebnis ungewöhnlichster Operationen, deren grösste in das Dezenium von 1804 bis 1814 fielen, beschäftigte ihn unaufhörlich der Gedanke, wie man marschieren muss, damit man am rechten Orte schlagen kann. Die eine entscheidende Offenbarung war für ihn Friedrich der Grosse, dessen Feldzüge für alle Zeiten zu den Kunstwerken des Wagens und Gewinnens zählen werden. Jomini ging im Glauben an die Verbindlichkeit von Friedrichs Kriegskunst sicherlich zu weit. Man kann mindestens seine kleine burleske Schrift über Grandson und Murten, worin den alten

*) „Le projet séduisant de faire une seule puissance de l'Italie est sans doute plus chimérique encore que celui de rallier l'Allemagne à une loi commune.” (Guerres de la Révolution, nouv. éd., Bd. III. 1840, S. 183).

Eidgenossen die Antizipation des friderizianischen Schemas angedichtet wird, nicht ohne Kopfschütteln lesen: man bekommt den Eindruck, Jomini habe es für unmöglich gehalten, auf andere Art eine Schlacht zu gewinnen. Andererseits war es für ihn die zweite entscheidende Erfahrung, in Napoleon den Fortsetzer und Vollender Friedrichs, im Feldzug der Sieben Wochen die Uebertreffung des Siebenjährigen Krieges zu erkennen... Jomini wurde durch seine eigenen Theorien umso mehr beeindruckt, als er innerhalb der Umstände, in die hinein er sich versetzt sah, eine wahre Virtuosität der Voraussicht entwickelte. Einige Wochen vor dem preussischen Herbstfeldzug von 1806 unterbreitete er Ney eine gedruckte Denkschrift über den mutmasslichen Kriegsverlauf. Darin behauptete er, die Linie des wahrscheinlichen Zusammenpralls der Streitkräfte durchlaufe Saalfeld: und ebenda fiel bei Gelegenheit des ersten Kugelwechsels Prinz Louis Ferdinand *).

Jominis Lehre ist ganz von der Erfahrung abgezogen. Nachdem er während drei Dezennien Schlachten und Feldzüge zerlegt, verglichen und beurteilt hatte, schritt er zur umfassenden Synthese. Er war genau fünfzig Jahre alt, als er sein Hauptwerk abfasste, seinen „*Précis de l'art de guerre*“. Alles steht ihm in diesem Augenblicke zur Verfügung: er schaut auf Weltgeschichte und auf Weltgeographie, auf Methoden und auf Techniken, auf Gefühle und Gedanken als wie auf ein Arsenal von Waffen — für jeden Zug seines Systems greift er zur passendsten, unfehlbar wirkenden. Rührend ist der Jugend Drängen, ergreifend des Alters Resignation, ganz überzeugend aber nur die Souveränität des reifen Mannes. Selten wird sich hienieden Sittlichkeit und Fachlichkeit in einem vollkommern Gleich-

*) Der nicht alltägliche Titel der anonymen Denkschrift Jominis lautete: „*Observations sur les probabilités d'une guerre avec la Prusse, et sur les opérations qui auront vraisemblablement lieu.*“ (1806) Die Gabe der Voraussicht auf Grund der strategischen Logik kommt in der Tat dem wahren Kenner zu. Ich finde aus der Zeit der letzten Grenzbesetzung folgende Erinnerung an den Oberstkörpskommandanten Audéoud: „*Je me souviens qu'il avait prévu l'offensive des Impériaux sur l'Isonzo et montré au doigt sur la carte l'endroit précis entre Caporetto et Cividale où devait avoir lieu, quinze jours plus tard, l'attaque furieuse et inattendue des Allemands.*“ (Georges Wagnière, „*La Suisse et la Grande Guerre*“, 1938, S. 174).

gewicht befunden haben als in Jominis „Précis“. Es war unlängst Gegenstand einer so bündigen Würdigung, dass ich mich hier kurz fassen kann*). Jomini hatte als ein wahrer Linné der Kriegskunst auch eine eigne Terminologie aufzustellen, und diese Terminologie war notgedrungen neu. Das geht bis ins Einzelste der Sprache, was vor allem seinen Uebersetzern nicht entgehen konnte. „Prendre l'initiative sur l'ennemi“, bemerkt sein erster Verdeutscher, „ist ein von dem Verfasser neu geschaffener kräftiger Ausdruck, der äusserst schwer und nach meiner Meinung nicht anders als durch Umschreibung übersetzt werden kann.“ Wenn ich aber in Jominis Riesengemälde einer Passion noch etwas Inhaltliches berühren darf, so ist es die auch hier ihn nicht verlassende Heimatliebe, die nach seiner Art und Weise in Urteil und Ratschlag sich äussern muss. Wir lesen in seinem Artikel 29, der vom Gebirgskrieg handelt: „Ich könnte diesen Abschnitt nicht beenden, ohne zu bemerken, dass Gebirgsgegenden vor allem dann zur Verteidigung sich schicken, wenn der Krieg ein wahrhaft nationaler ist und die Bevölkerung ihren Herd mit jener Unerbittlichkeit verteidigt, die der Enthusiasmus für eine heilige Pflicht verleiht... Von allen wesentlich gebirgigen Ländern ist die Schweiz ohne Zweifel dasjenige, dessen taktische Verteidigung sich am leichtesten bewerkstelligen lässt, aber freilich nur unter der Bedingung, dass ihre Landwehr von einem und demselben Geist erfüllt wird. In Kombination mit einer solchen Landwehr könnte eine reguläre und disziplinierte Armee einer dreifachen Uebermacht standhalten.“

VI.

Von allen Fragen, welche die Biographie Jominis uns stellt, ist die nach seiner Wirkung auf die Umwelt am schwersten zu beantworten, und die nach seiner Wirkung auf die Nachwelt am wenigsten berücksichtigt worden. Wenn man ihn eine gespenstische Erscheinung nannte, so rechtfertigt sich dies schon dadurch, dass er, wo immer er sich aufhielt, beinahe nicht zu fassen ist. Man könnte auf die Idee kommen, er habe den grössten Weltbegebenheiten in der Tarnkappe beigewohnt. Wir wollen aber

*) Oberst M. Paur, „General Jomini“, Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1937, insbes. S. 41 ff.

nicht etwa ein Kardinalproblem des Inhalts aufwerfen: „Hat Jomini überhaupt existiert?“ Unter den Persönlichkeiten, für die Jomini unstreitig existierte, befindet sich Napoleon. Es sind seinerseits Aeusserungen von verschiedener Glaubwürdigkeit über den General überliefert. Bei den ergebnislos verlaufenen Waffenstillstands-Verhandlungen zu Lusigny im Frühling 1814 soll der Kaiser sich beim österreichischen Unterhändler auch nach Jomini erkundigt haben und nach seiner Schätzung bei den Alliierten: „Bei besserer Gesundheit — hätte Napoleon hinzugefügt — wäre Jomini französischer Marschall geworden.“ Jomini wurde neunzigjährig. Ich zweifle, ob mangelnde Gesundheit dasjenige war, was Napoleon ihm am meisten vorwarf. Friedrich der Grosse hatte die Gewohnheit, ehe er einen Offizier einstellte, zu fragen: „Hat er Glück?“ Napoleon, von welchem ich das gleiche Wort nicht kenne, liebte jedenfalls die Anwendung des gleichen Masstabs. Und Jomini hatte gar kein Glück, sooft er selber Hand anlegte. Derselbe Stratege, dessen Fingerzeige unzweifelhaft Geschichte machten, versagte in der eigenen Praxis immerzu — die Beweise stehen mindestens von Elchingen bis Wilna zur Verfügung. Bei Elchingen lachte Ney seinen Stabsoffizier wegen eines missglückten Handstreichs aus, und während dessen Kommandantur in Wilna schrieb Napoleon aus Glubokoje, unter dem Datum des 22. Juli 1812, an Berthier bezüglich eines eingelaufenen Begehrens: „Schreiben Sie dem General Jomini, dass es absurd ist zu behaupten, man sei ohne Brot, wenn man täglich 500 Zentner Mehl haben kann; dass er, statt sich zu beklagen, um 4 Uhr aufstehen, in die Mühlen gehen und seine 30 000 Rationen Brot machen lassen soll; dass aber, wenn er schläft und wenn er jammert, freilich nichts geschieht; dass er beherzige, wie der Kaiser trotz unzähligen Verpflichtungen doch immer die Betriebe selber überprüfte; dass ich nicht verstehe, warum er die Regierung Littauens tadelt, weil sie sämtliche Gefangene in dasselbe Regiment gesteckt; dass das eine Kritisiererei verrät, die dem Ganzen nur schädlich sein kann, wo er in seiner Stellung die Regierung ganz einfach zu unterstützen hat. Schreiben Sie dem General Jomini, er soll alle Gewehre aus den Spitälern holen, dann hat er mehr Gewehre als er braucht.“*)

*) Arthur Chuquet, „Ordres et apostilles de Napoléon“, Bd. 2, Paris 1911, S. 361 f.

Aber das ist nur die eine Seite des napoleonischen Urteils über den Mann, den er zu titulieren pflegte: „Monsieur le tacticien!“ Das klang im Augenblick etwas ironisch, bekam aber hinterher einen tieferen Sinn. Wenn Jomini in seiner Biographie Napoleons dem Kaiser eine weitgehende Entlastung seines Uebertritts in den Mund legte, so war er dazu legitimiert durch ein Diktat des Verbannten auf St. Helena, das Montholon, der Getreuste der Getreuen, zu Papier gebracht und schon 1823 veröffentlicht hatte: die Bemerkungen des Kaisers zur Darstellung des ersten italienischen Feldzugs durch Jomini beginnen mit einer Art von Diskulpation desselben. Zitieren aber wollen wir nur den ersten Satz, das Kronzeugnis für Jominis „*Traité des grandes opérations militaires*“, von dem der Kaiser sagt: „Cet ouvrage est un des plus distingués qui aient paru sur ces matières.“*)

Hier ist es nun unvermeidlich, den verdienten Kriegshistoriker anzuführen, dessen Urteil über Jomini lautete, bei unleugbaren Verdiensten sei er „in das eigentliche Wesen des Napoleonischen Handelns und der Strategie überhaupt nicht eingedrungen.“**) Derjenige, dem dies nach der Meinung des nämlichen Kriegshistorikers erst zukäme, wäre Clausewitz. Damit berühren wir einen Streit, der schon mehr als hundert Jahre alt ist — er brach schon aus zwischen Clausewitz und Jomini. Ich kann es mir nicht versagen, auf Berührungspunkte ihres Lebens, hernach ihres Denkens hinzuweisen: sie waren genaue Zeitgenossen, denn Clausewitz kam nur ein Jahr nach Jomini zur Welt; sie stammten beide aus wandernden Familien, denn Clausewitz war ursprünglich polnischen wie Jomini ita-

*) Montholon, „*Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon*“, publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de la main de Napoléon“, Bd. 1, Paris 1823, S. 1. Wieder abgedruckt bei Liskenne und Sauvan, „*Biblioth. hist. et milit.*“ Bd. 6, Paris 1854, S. 253. Das Exemplar von Jominis Werk mit Marginalien von der Hand Napoleons ist heute im Besitz des Grafen Courville.

**) Hans Delbrück, „*Geschichte der Kriegskunst*“, Bd. 4, Berlin 1920, S. 527 f. Ich bin tief überzeugt von Delbrücks sachlicher Verkenntung Jominis, den ich von Irrtümern freilich nicht ausnehmen will — aber Berichtigungen zu seinen Lasten, wie in der Berliner Dissertation Erich Eckstorffs von 1901 („*Studien zur ersten Phase des Feldzugs von 1796 in Italien*“), sind doch gewiss nicht überwältigend.

lienischen Geblüts; sie standen handelnd immer nur an zweiter oder dritter Stelle und wechselten jeder einmal seine Fahne, Clausewitz im Jahre 1812 und Jomini ein Jahr darauf. Dem Glanz des deutschen Schriftstellers will ich zur Erhöhung des französischen nichts wegnehmen. Jomini schreibt: „On pourrait dire que la tactique est le combat, et que la stratégie est toute la guerre avant le combat et après le combat.” Clausewitz schreibt: „Es ist also nach unserer Einteilung die Taktik die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges.” Stilistisch ziehe ich den zweiten Satz dem ersten vor, inhaltlich sagen beide ganz genau dasselbe. Es ist aber wesentlich, dass beider Lehre sich am selben Stoff, das heisst letztlich am Phänomen Napoleon kristallisierte, bei Jomini nur aus grösserer Nähe, aus umfassenderer Schauplatzkenntnis und — in einem frühern Zeitpunkt. Jominis Hauptgedankengänge lagen vor, als Clausewitz zu schreiben anfang, und dieser kannte sie so gut, dass einzelne seiner Schriften, wie seine Darstellung des berühmten Kriegsjahrs 1799, mehr eine Neubearbeitung Jominis als eine eigene Neuschöpfung darstellen. Die andere Frage ist, ob er in seiner häufigen Kritik an jenem immer im Rechte war. Jomini hat in den spätern Auflagen, mindestens seines „Précis de l'art de guerre”, darauf sehr unwirsch geantwortet. Ich will ihm aber in einer Sache eigenster Empfindlichkeit das Wort nicht erteilen — er hat Anspruch auf Gerechtigkeit von dritter Seite.

Jominis Ueberzeugungskraft ist nicht erloschen. Zu den massgebenden Publizisten unseres Jahrhunderts gehört unstreitig Georges Sorel. Hinter der autoritären Staatsordnung der Gegenwart stehen dessen „Réflexions sur la violence”. Nun besass Sorel einen Eckermann, der in der Lage war, uns bekannt zu machen mit den lebenswürdigen Seiten des Apostels der Gewalt. Bei diesen Gesprächen mit Jean Variot war von vielerlei die Rede, was hier nicht angedeutet werden kann. Aber eines Juni-Nachmittags des Jahres 1909 zog Sorel aus seiner Tasche Jominis „Précis de l'art de guerre”, liess seinen Partner eine Seite aus der herrlichen Einleitung kopieren und wies ihn an, die Kostbarkeit aufzubewahren. Denn — sagte Sorel — diese Kriegsmaximen Jominis sind gleich gute Staats-



maximen: „Es genügt, überall für das Wort Krieg das Wort Politik einzusetzen.“ *)

*

Als man einer grossen Französin des grossen Jahrhunderts Ruhm und Ehre pries, sagte sie: „C'est assez de vivre!“ Aber das gilt nicht jedermann. Als Jomini im Jahre 1813 schon zum Uebertritt bereit war, schrieb er, die Frage für ihn sei: „to be or not to be!“ Wenn man nun untersucht, was denn für ihn in Frage stand, so war es nicht das Leben, sondern es war Ruhm und Ehre. Vergewegenwärtigen wir uns daneben seine Wiege, seine Herkunft, so hatten es seine Ziele reichlich schwer. Was ist Payerne in der Welt, was ein Stadtschreiberssohn vor der Welt! Schlimmer war, dass er dem Handwerk, das er sich erkoren, kritisch gegenüber stand. Was immer man behauptete, ich kann mich nicht davon überzeugen, dass er den Krieg in Wirklichkeit liebte. Er liebte ihn im Geist. Vielmehr, er liebte daran das gedanklich Richtige. Darum war er auch stets ein bisschen auf des Gegners Seite. Solange er die französische Uniform trug, entlockte ihm eine saubere Bewegung der Russen freudige Ausrufe. Als er die russische Uniform trug, brachte ihn ein Fehler der Franzosen zur Verzweiflung. Es war unvermeidlich, dass ihm sein Verhalten die Empörung seiner jeweiligen Umgebung zuzog. Aber seine jeweilige Umgebung verkannte lediglich Konsequenzen eines in der Tat seltenen Idealismus. Nikolaus I. hatte ein Gefühl dafür, als er Jomini einst beauftragte, die grossen Manöver anzulegen und zu leiten. Wer weiss, ob dem Zaren nicht für einen Augenblick wenigstens halbbewusst war, dass er damit seinem General eine Schiedsrichterrolle zuwies, die jener in seinem Herzen heiss begehrte und in einer ungeheuren Situation ausübte: es ist zugestanden, dass im Jahre 1812 die russischen Generäle die napoleonische Armee nach Jominis Rezepten schlugen, wie es zugestanden ist, dass er den Trümmern der nämlichen Armee den Weg über die Beresina wies... Ich kenne keinen andern Fall, der mit dem Jominis identisch wäre. Es gibt dazu nur Parallelen: alle jene, in denen ein Gefährdeter, die beiden Heerstrassen der Anonymität und Kriminalität ver-

*) Jean Variot, „Propos de Georges Sorel“, Paris 1935, S. 102.

abscheuend, den schmalen Weg seiner eingebornen Genialität zu Ende geht. Jominis vielfach beklemmende Existenz bekommt in diesem Lichte etwas Strahlendes. Und ist auch so gemeint. Ist ja ein Paradigma von der Heilbarkeit der Uebel ausser jenem, „wenn der Mensch sich selbst aufgibt.“

Georg Thürrer

Hof der Stille

Die Stille ist ein Bauerngut,
Wo Meister und Gesinde schweigen,
Und wenn sie fragen oder zeigen,
Gibt meist ein Blick den Rat, den Mut.

Man braucht die Worte wie Gerät,
Schlägt hackenhart in zähe Scholle,
Fasst lind sie an wie Winterwolle
Und prüft sie jeden Abend spät.

Am Marchstein steht ein schönes Rind.
Wir folgen seinem Glockenklingen
Und wollen uns dem Hof verdingen,
Dem Zucht und Worte kostbar sind.